

Die Motive brauchten wir nicht aus England zu holen. Alles einzelne findet sich in unserer älteren, von Italien, Frankreich und der modernen Gotik noch nicht berührten städtischen und ländlichen Architektur.

## Der Beischlag

Wir haben noch keine Monographie des Beischlags. Und wenn es sich auch um eine Anlage handelt, die so gut wie ausgestorben ist und von der man kaum annehmen darf, daß sie für das Stadthaus wieder aufgenommen wird, wäre es doch für die Anschauung des Straßenaufbaues und Straßensbildes der norddeutschen Städte bis ins achtzehnte Jahrhundert von Wichtigkeit, wenn überall die Reste und Spuren zusammengestellt würden, daß man einmal das ganze Tatsachenmaterial überblicken könnte.

Schon Günther Gensler wies darauf hin, daß der Beischlag ein Erzeugnis der norddeutschen Architektur sei. Hier dient im Erdgeschoß der meist aufgetreppte Eingang den Fußgängern, während weiter südlich Fußgänger und Wagen durch die große Einfahrt ins Haus gelangen, wodurch die Ausbildung eines Beischlags unmöglich wird.

Die monumentale Entwicklung hat der Beischlag bekanntlich in Danzig erfahren. Bei uns und in den Nachbarstädten handelt es sich meist nur um eine Sitzgelegenheit bescheidenen Umfanges vor der Tür.

Vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts ist der Beischlag in der Architektur des vornehmeren Privathauses bei uns verkümmert, da die Wohlhabenden schon früh im Jahr „auf den Garten“ zogen und deshalb nicht mehr in die Lage kamen, abends nach der Arbeit vor der Tür zu sitzen. In den Quartieren der weniger Wohlhabenden war er dagegen bis in unser Jahrhundert üblich und stellenweise sogar balkonartig erweitert.

Aus meiner Jugend erinnere ich mich noch, daß an milden Sommertagen die alten Beischläge in der Hafengegend den Aufenthalt der Familie bildeten. Nichts Lustigeres als der Anblick eines solchen Straßenlebens mit all den lachenden und schwagenden Menschen, die

alle Bänke füllen und noch einen großen Teil der Straße überfluten. Heute sind bei den Straßenregulierungen die Beischläge fast überall verschwunden, und wo ein einzelner noch übriggeblieben ist, wird er kaum noch so wie früher benutzt.

Ehemals gehörte der Beischlag zu den ganz volkstümlichen Formen unserer Architektur.

Im fünfzehnten Jahrhundert bildete er die hervorragendste Zier der Fassade und vertrat als Schmuckträger die Stelle des später in Anlehnung an südliche Baugedanken reicher ausgebildeten Portals. An Ort und Stelle erhaltene Beispiele sind sehr selten. In Hamburg gibt es keine mehr aus so alter Zeit.

In Lübeck stehen noch die beiden hohen Stelen vor dem Schifferhaus, aber die Bänke fehlen, die sie früher mit dem Hause verbanden. Am Rathhausportal werden die beiden kostbaren Bronzetafeln bewundert, die vielleicht einstmals nicht die Rückwand des Sitzes bildeten, wie heute, sondern ebenfalls die Stirn der Bank schmückten und weit höher angebracht waren als heute, wo sie ganz versteckt stehen. Doch ist dies nur eine Vermutung. Sie sind vielleicht die einzigen in diesem edlen Material. — Auch in Lüneburg finden sich an der ursprünglichen Stelle noch Beischlagpfosten des fünfzehnten Jahrhunderts erhalten.

Bei uns in Hamburg dürften heute die ältesten Beispiele vor den Häusern aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen. Aber wir sind zu dem Schlusse berechtigt, daß die Beischläge dem Bild der Hamburger Straßen im fünfzehnten Jahrhundert den künstlerischen Charakter gaben. Ein glücklicher Zufall hat uns nicht nur eine gleichzeitige Abbildung, sondern auch eine Reihe ganz hervorragender Bruchstücke erhalten.

Die Abbildung findet sich auf dem linken Flügel des Altars der Maler in der Jakobikirche. Wir sehen darauf dieselbe Anlage, die in einem einzelnen Beispiel noch bis zum Brande von 1842 erhalten geblieben war. Die Treppenwangen bilden den Sitz und werden vorn von dem Paar hochragender, stelenartiger Pfosten abgeschlossen, die am Kopfstück die Wappen tragen und darunter die Jahreszahl 1499.

Weiter unten trägt jeder der Pfosten einen Ring, das Reitpferd anzubinden, an der Erde ist jedem ein unregelmäßiger Block als Prellstein vorgelegt. Im Hintergrunde läßt sich erkennen, daß auch andere Häuser ähnliche Beis schläge hatten.

Aber diese Darstellung würde uns von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert vorhandenen Bildungen keine Vorstellungen geben, wenn uns keine Originale erhalten wären.

Der Steinsetzmeister Stiefvater hat alle Reste von Beis schlägen, die sich beim Abbruch von Haustreppen fanden, wo sie mit dem Gesicht nach unten als Stufen geendet hatten, sorgfältig aufbewahrt. Seine Witwe hat sie sodann dem Museum für Hamburgische Geschichte geschenkt. Aus späteren Funden ist noch einiges hinzugekommen, ein prächtiges Stück mit Figuren im Relief bewahrt das Museum für Kunst und Gewerbe auf.

Wir können an diesem Material die Entwicklung fast zwei Jahrhunderte lang verfolgen, und es lassen sich deutlich drei Typen unterscheiden.

Die älteste Form scheint eine oft über manneshohe stelenartige Steinplatte gewesen zu sein, deren oberes Ende ein rundes Kopfstück mit deutlich markiertem Halseinschnitt bildete. Bei den einfacheren Formen enthielt dies Kopfstück ein Wappen. Zuweilen war auch die ganze Fläche geschmückt. In einem Falle mit einer einzigen großen Figur, in einem anderen mit getrennten Darstellungen, dem Wappen auf dem Körper der Stele, einer Auferstehung Christi im Kopfstück.

Diese Form, die den Kopf der auf der Bank Sitzenden beträchtlich überragte, wurde, vielleicht einer bequemeren Umschau wegen, durch eine kürzere und breitere ohne Kopfstück abgelöst, die im sechzehnten Jahrhundert sich der Anbringung von Renaissance-Architektur gefügiger zeigte, aber im fünfzehnten bereits vorkommt.

Ziemlich spät im sechzehnten Jahrhundert scheint dann ein dritter Typus ausgebildet zu sein in Gestalt eines dicken, vierseitigen Pfostens, der an den drei äußeren Seiten mit Renaissance-schnörkeln und kleinen

figürlichen Reliefs bedeckt wurde, da für größere Darstellungen kein Platz war.

Die schönste von allen Beischlagsplatten ist zugleich wohl die älteste, die mit dem heiligen Georg in der Sammlung hamburgischer Altertümer. Früher galt sie als Grabstein, Günther Gensler hat sie zuerst als Teil eines Beischlages erkannt. Es ist ein sehr großes Kunstwerk, eins der interessantesten aus der ganzen Epoche.

Die Technik ist nicht eigentlich die eines Steinmezes. Schon auf den ersten Blick wird man an die Messingplatten auf den Kirchengräbern erinnert. Wie bei diesen handelt es sich um eine Zeichnung, deren Hintergrund flach ausgehoben ist. Man wird kaum fehlgehen, wenn man die Zeichnung als Werk eines Malers ansieht, denn dem Steinmez sind ganz andere Ausdrucksmittel geläufig. Vielleicht läßt sich sogar der Maler nachweisen, von dem die Zeichnung stammt. Der Tracht nach gehört das Werk in die zwanziger oder dreißiger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts. Damals schuf in Hamburg Meister Francke eine Anzahl köstlicher Bilder. Das schönste darunter ist unser Christus als Schmerzensmann, das umfangreichste der Thomasaltar unserer ehemaligen Johanniskirche, jetzt aus dem Museum zu Schwerin in den Besitz der Hamburger Kunsthalle gelangt. Auf letzterem befinden sich Ritterfiguren, die in Waffen und Tracht an den heiligen Georg unseres Beischlages erinnern. Die Vermutung, daß die Werke von der Hand desselben Meisters stammen, habe ich schon vor einigen Jahren im Verein für Hamburgische Geschichte ausgesprochen.

Die Gestalt des heiligen Georg imponiert durch die pathetische Bewegung, die dem verfügbaren Raume mit größtem Geschick angepaßt ist, und durch den eigenartigen Typus des Gesichts. Er ist kein jugendlicher Heiliger mit allgemeinen Idealzügen, sondern das Bildnis eines sehr martialischen Mannes mit großer Nase und starkem Schnurrbart — eine nahe verwandte Physiognomie kommt auf Franckes „Auferstehung“ bei einem der Krieger vor. — Gerade dieser bildnisartige Charakter des Kopfes rückt dieses kostbare Werk in die Nähe der Thomasbilder von Meister Francke.

Welcher Heilige mag das Seitenstück gebildet haben? Und vor welchem Hause mögen diese beiden Niesengestalten den Eingang bewacht haben? Wenn wir uns die Großartigkeit der Gesamtanlage vergegenwärtigen, können wir die Frage nicht unterdrücken, ob die Straßen des modernen Hamburg irgendwo ein so mächtiges Kunstwerk enthalten. Im ganzen Norden weiß ich nur ein Kunstwerk, das sich mit ihm messen kann, das ist der Roland in Bremen, dessen Antlitz zu den bedeutendsten Werken der gesamten deutschen Skulptur gehört.

Die übrigen Platten aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind nicht so bedeutend, aber es finden sich unter denen mit Reliefs noch einzelne Prachtstücke, so das mit dem Junker und der Jungfrau als Schildhalter in der Sammlung hamburgischer Altertümer, das mit den Heiligen im Museum für Kunst und Gewerbe.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert bewahrt dasselbe Museum eine ganze Reihe zierlicher, wappengeschmückter Stelen und eine Platte mit Reliefs auf, darunter eine mit der Anbetung der Hirten in sehr origineller Anordnung.

Eine sorgfältige Publikation dieser Reste wäre sehr zu wünschen.

Wenn sie uns auch Vorbilder nicht bieten, dürften sie uns doch in mehr als einer Beziehung anzuregen geeignet sein. Es ist schon ein Gewinn, wenn sie uns beschämen.

Das gute alte Wort Beischlag lebt vielleicht wieder auf, wenn wir es für die unbedeckte Terrasse am Hause anwenden.

Denn obwohl der Beischlag für das Haus in der Stadt nur in seltenen Fällen noch empfohlen werden könnte, läßt sich seine Verwendung beim kleinen Landhause sehr wohl vorstellen. Ist der Vorgarten nicht groß, und will man den Raum für eine besondere Sitzgelegenheit sparen, so sind die beiden Bänke auf der Treppenwange des Einganges das Gegebene. Da man an dieser Stelle des Durchganges wegen keinen Tisch aufstellen kann, so müßten über den Arm- und Rückenlehnen Flächen zum Absetzen von Tassen und Arbeiten vorhanden sein. Wenn diese Sitzgelegenheit mit einem Dach versehen wird,

ist darauf zu achten, daß das Oberlicht, das die Diele erhellt, darüber angebracht wird, oder daß ein Seitenfenster nicht fehlt. Für den Architekten dürfte bei der Entwicklung des kleinen Landhauses das Motiv unseres alten Beischlages sich von großem Wert erweisen.

Es mag darauf hingewiesen werden, daß auch das Regendach über der Haustür, das in einzelnen Fällen in Harzstädten wie Goslar noch erhalten ist, früher am Hamburger Hause vielfach vorkam. Beispiele sind uns auf den Handzeichnungen von Matthias Scheits aus dem siebzehnten Jahrhundert in der Kunsthalle erhalten.

## Haustüren

In meiner Kindheit steckte Hamburg noch voll herrlicher alter Dinge, die nun verschwunden oder sehr rar geworden sind.

Die Haustüren gehörten dazu.

Wenn ich heute noch in unberührten Straßen an einer alten Haustür vorüberkomme, habe ich ein Gefühl, als müßte ich den Hut ziehen. Denn die Türen und Portale unserer alten Häuser waren meine ersten Lehrer der Kunstgeschichte, ausgezeichnete Lehrer, die nicht redeten, aber doch beständig anregten. Einige trugen die Jahreszahl im Oberlichte, die meisten waren undatiert. Da der historische Sinn im neunzehnten Jahrhundert sehr früh geweckt wird, nimmt es nicht Wunder, wenn schon ein Kind von den datierten Portalen ausgehend, die Entstehungszeit der undatierten zu bestimmen sucht. Ich hatte sehr bald heraus, daß es keine Türen gab, die mehr als hundert bis hundertzwanzig Jahre zählten. Oft trugen die Steinportale eine Jahreszahl aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, und die grüne Tür mit ihrem weißen Oberlicht im alten Bogen wies die Schnörkel des Rokoko auf. Warum gab es keine älteren Türen? Die Änderung des Geschmacks konnte nicht die Ursache sein, denn der spätere Geschmackswechsel hatte die Türen in Rokoko unberührt gelassen, und als man die Türen erneuerte, ließ man die Steinportale in Ruhe. Es mußte schon sein, daß, wie dem Zaun, dem die Volkserfahrung ein Lebens-